

Erinnerung an meine schlesische Heimat

Wenn ich auf die Frage nach meinem Geburtsort mit „**Gnadenfrei**“ antworte, reagiert man oft mit einer neugierigen Skepsis.

Gnadenfrei? Nie gehört!

Nun ja, Gnadenfrei liegt bzw. lag nie am Nabel der Welt und wenn man nicht gerade als Historiker über die Schlacht am Fischerberg gelesen hätte oder ein weibliches Familienmitglied vom Besuch der Maidschule erzählt hätte wäre einem der Ort kaum begegnet. Höchstens bei dem Aufdruck auf kleinen ovalen Spanschachteln in denen man leckere **Gnadenfreier Pfefferminzküchel** kaufen konnte.

Meine Kindheit

Für mich ist dieser Ort, der zu Füßen des Eulengebirges im Peiletal liegt und auf 6 km Länge etwa 6000 Menschen Arbeit, Brot und Heimat bot, etwas Besonderes; es ist der Ort, in dem ich im November 1934 im Ehrenbergstift das Licht der Welt erblickte.

In der Bismarckstraße zwischen dem Feldweg und der Gottesackerallee befand sich das Haus der Firma Gutsch. Neben dem Kolonialwarengeschäft von Gutsch befand sich der Laden meines Onkels, des Uhrmachers Julius Hanke und der Frisörsalon meiner Eltern **Max und Johanna Scholz**. Im oberen Stockwerk hatten wir unsere Wohnung.

Außerdem besaßen meine Eltern ein Haus in der Kleinen Seite 2 (Burska-Haus), welches sie an 4 Partien vermietet hatten (Jüttner-Maler, Blases, Kindler, Ungelenk).

Da meine Eltern im Salon reichlich beschäftigt waren, hatten sie mit Else ein Hausmädchen eingestellt, die sich auch um mich kümmerte.

Der Kindergarten befand sich unweit unserer Wohnung.

Sonntags gingen meine Eltern als Mitglieder der Brüdergemeinde in die Kirche und meistens wurde danach im Gasthof zur Brüdergemeinde zum Mittagessen eingekehrt. Der Gasthof befand sich gegenüber dem bereits erwähnten Geschäftshaus.

Je nach Witterung machte dann die kleine Familie einen Spaziergang, meistens auf den Questenberg, bis zum Luginsland, von wo man einen herrlichen Blick auf Peilau und Reichenbach hatte und bei guter Sicht den Kirchturm von Schweidnitz ausmachen konnte. Unterwegs luden runde Steintische zum Verweilen und zum Verzehr der Wegzehrung ein. Im Winter erhielt ich meine ersten Skier (Tunnabrattla) auf denen ich auf der Gottesackerallee die ersten Versuche startete.

Auch erinnere ich mich an Wochenend-Ausflüge nach Hirschberg zur Turmsteinbaude, die seinerzeit mein Onkel Richard Weist gepachtet hatte und auch an Tante Mariechen, die in Schweidnitz eine Gärtnerei hatte und uns draußen im Grünen mit leckerem Kuchen bewirtete.

Da waren noch die Besuche bei meiner Oma Minna Scholz, die in der Bismarckstraße 27 wohnte. Das muss wohl in der Nähe des Kinos gewesen sein, denn einen Besuch bei ihr konnte ich oft mit einem Kinobesuch verbinden. Oma, damals schon um die 70, hatte ihren Mann im 1. Weltkrieg verloren und war danach aus Schobergrund nach Gnadenfrei gezogen, wo sie eine kleine Wohnung im Obergeschoss bewohnte. Im Winter verwöhnte sie mich mit leckeren Bratäpfeln, die sie frisch aus der Röhre im Ofen holte oder mit knusprigen „Beerstullen“ von der Herdplatte. Und wenn ich im Winter bei ihr übernachtete, wärmte sie meine Füße mit einem warmen Ziegelstein, den sie in ein Handtuch einwickelte.

Jedoch die friedliche Idylle wurde jäh unterbrochen durch den Ausbruch des 2. Weltkrieges.



Mein Vater hatte sich gemeldet und nahm am Polenfeldzug teil. In der Nähe von Lodz lag er mit einer schweren Lungenentzündung und hohem Fieber tagelang in einer Scheune, ehe er in die Heimat zurückgeführt wurde. Aber in Breslau konnten ihm die Ärzte nicht mehr helfen. Mitte Mai 1940 saß ich als kleiner Knirps auf der Treppe zum Friseurgeschäft und fragte die vorbeikommenden Passanten: „Kommst du auch zur Beerdigung von meinem Papi?“ Meinen Schulanfang konnte er nicht mehr erleben.

1941 war es soweit. Gemessen an den heutigen Gepflogenheiten war es ein bescheidenes Ereignis, was sich auch in der Größe der Schultüte widerspiegelte.

Zu meinem engsten Freundeskreis gehörten Gottfried Weiß, der Sohn des Inspektors des Seydlitzhofes, und Sieglinde Gärtner, die Tochter des Pastors der Brüdergemeinde. Sieglinde traf ich vor einigen Jahren wieder und verdanke ihr die in der folgenden Tabelle aufgeführten Fakten, die ich längst vergessen hatte:

Lehrkräfte	Schüler	Schülerinnen
Fräulein Liebe 1.Kl.	Harald Blaser	Adelheit Gagsch
Herr Liebe 2.Kl.	Arno Leuchenberg	Hademoth Gärtner
Frl. Meyer 3.Kl.	Karl-Heinz Leuchenberg	Sieglinde Gärtner
Herr Märsch 4.Kl.	Martin Ließ	Ilka-Maria Helm
	Gerhard Mausch	Irmchen Jenke
	Manfred Richter	Eva Lensch
	Günter Scholz	Angelika Lohr
	Bruno Seifert	Margarete Melzig
	Gottfried Weiß	Christa Rogel

Eingeschult in der Liebe-Schule, später ging es in die katholischen Schule auf dem Berg hinter der katholischen Kirche.

Allerdings blieb mir ein Ereignis in Erinnerung, welches ich hier schildern möchte:
Der Hund von Gutsch war aus dem Laden ausgebüxt und war mir auf dem Schulweg nachgelaufen. Ich war schon am Spritzenhaus vorbei und hatte schon einen großen Teil des Weges hinter mir, als er mich schwanzwedelnd einholte. Was war zu tun? Zurücklaufen war nicht möglich, denn es war nicht mehr so viel Zeit. Ich öffnete die Nebentür vom Friedhof und sperrte ihn dort ein. Dann lief ich schnell zur Schule und kam aber nach dem Klingeln an, was mit einigen Schlägen auf den Hintern „belohnt“ wurde. Es sollte noch schlimmer kommen, denn nach der Pause fragte der recht aufgebrachte **Lehrer Liebe**, wer heute einen Hund mitgebracht hätte. Keiner meldete sich, bis einer sagte, es sei wohl der Hund von Gutsch.

Ich war als Übeltäter überführt und bezog eine recht schmerzhaftes Lektion mit dem Stock auf die Hände, was mir einige Schwielen einbrachte. Diesmal hatte der Lehrer, der seinem Namen selten gerecht wurde, aber Grund böse zu sein, denn der Hund hatte auf dem Schulhof die Hühner gejagt und dabei eines getötet.

Aber es gab auch freudigere Begebenheiten. Erwähnen möchte ich auch, dass ich damals mitlief und mich am **Sommersingen** beteiligte.

Mit einem mit Frühlingsgrün geschmücktem Stecken gingen wir von Haus zu Haus und von Tür zu Tür und sangen unser Liedchen:

***Rot Gewand, rot Gewand, schöne grüne Linden,
suchen wir, suchen wir, wo wir etwas finden,
geh`n wir in den grünen Wald, sing` die Vögel jung und alt.
Frau Wirtin, sind sie schon drinne, wir hören ihre Stimme.
Sind sie drin, so komm`n sie raus und teilen uns den Sommer aus.***

Oder aber man sagte ein Sprüchlein auf:

***Summer, Summer, Summer,
ich bin a klenner Pummer,
ich bin a klenner Keenich,
gatt mer nich zu wenich,
lußt mich nich zu lange stiehn,
ich muß a Häusla weetter giehn.***

Groß war die Freude, wenn wir in unserem Sackla einige Süßigkeiten sammeln konnten.

Meine Mutter war mit der Doppelbelastung Geschäft und Haushalt hoffnungslos überfordert. Die Lage spitzte sich noch zu, als Else als Hausmädchen abgezogen wurde um in einer der Textilfabriken Erleben oder Zimmermann, die derzeit auf Kriegsproduktion umgestellt hatten, zu arbeiten und der Geselle Herr Pohl an die Front musste.

Die Lösung des Problems war für mich recht bitter: Ich wurde in ein Kinderheim in Steinau an der Oder geschickt, tauschte mein Kinderzimmer mit einem Schlafsaal, die häusliche Atmosphäre mit dem Regime von oft gereizten Erzieherinnen, ich verlor meine Freunde und die mir vertraute Umgebung. Es war eine harte Zeit in Steinau, die noch erschwert wurde, wenn nachts die Sirenen heulten und wir unser Päckchen packten und aus dem Schlafsaal im Dunkeln in den Luftschutzkeller hasteten, immer die Angst im Nacken. Aber die Bomberverbände hatten ein anderes Ziel, Breslau. Als aber die Lage immer brenzlicher wurde, entschloss sich meine Mutter, mich zurückzuholen.



Familie Haake

Nun hielt ich mich tagsüber bei einer Familie Haake auf. Die Hausfrau Gretel war eine gute Freundin meiner Mutter und stand ihr auch in meinem Falle helfend zur Seite.

Haakes hatten eine große Gärtnerei, die unweit des Bahnhofs lag. Sie hatten sich auf die Zucht von Alpenveilchen spezialisiert, die sie vorwiegend nach Breslau verkauften.

Mehrere Gewächshäuser, Frühbeetkästen, eine große Freifläche mit Rosen und Gemüse und eine Baumschule mussten gepflegt werden.

Hier war immer was los, es wurde gesät, pikiert, verpflanzt, umgetopft, geschnitten und geerntet, es wurden Sträuße gebunden und Kränze gestaltet.

Es waren mehrere Leute, die hier beschäftigt waren, Fritz Rother, ein Geselle, der bei der Luftwaffe gedient hatte und über Sizilien abgeschossen wurde, war danach als kriegsuntauglich eingestuft worden.

Der Lehrling Ernst Rauer, war stets zu Scherzen aufgelegt, da waren drei belgische Kriegsgefangene, die in ihrer kakifarbenen Uniform mit einer Bommel am Käppi recht lustig aussahen. Wenn ich mit ihnen sprach, was mir eigentlich nicht erlaubt war, amüsierten sie sich, wenn ich Wörter ihrer Sprache nachplapperte.

Schließlich war da noch der Pole, den sie Schwarzer nannten und der sich nicht nur mir gegenüber recht mürrisch benahm.

Allen voran war da noch der Chef, Herr Ernst Haake, den ich oft in seiner braunen SA-Uniform sah. Er war stellvertretender Ortsgruppenleiter der NSDAP. Mittags trafen sich alle, bis auf die Ausländer, in der großen Küche zum Essen ein. Die Belgier und der Pole bekamen ihr Essen in einem Raum, in dem auch Kränze gebunden wurden.

Besonders traurig hat mich ein Ereignis gemacht;

Irgendwann zog ein Zug jämmerlicher Gestalten auf der Bahnhofstraße entlang. Sie wurden angetrieben von Wachmannschaften, die auch Hunde bei sich führten. Einigen dieser Gestalten musste es offenbar gelungen sein, sich abzusetzen. Eine kleine Gruppe dieser Menschen hatten in der Haunolder Straße, die etwa parallel zur Bahnhofstraße verlief, einen Milchbock entdeckt. Ausgehungert und durstig rissen sie die Kannen vom Bock und schlürften die Molke. Und wer keine Kanne und keinen Deckel erwischt hatte, der hielt die Hände auf, um noch etwas von dem Nass zu erwischen. Es war ein erschütternder Anblick, der noch dramatischer wurde, als plötzlich Leute des Wachpersonals auftauchten und mit Gewehrkolbenhieben die Szene beendete.

Meine Fragen zu diesem Vorfall blieben unbeantwortet.

Obwohl unser Gnadenfrei glücklicherweise von größeren Bombardements verschont blieb, müssen doch irgendwo Bomben gefallen sein. Jedenfalls tauchten plötzlich Bombensplitter als begehrte Tauschobjekte auf. Diesen glitzernden und scharfkantigen bis handtellergroßen Boten des Krieges sah man ihre Gefährlichkeit nicht an.

Von den Litfaßsäulen mahnte **Kohlenklau**, sparsam mit Kohlen und Strom umzugehen



Wochen vorher hatten wir noch am Bahnhof gestanden und die vorbeifahrenden Züge mit schwerem Kriegsmaterial beobachtet, den Soldaten grüßend zugewinkt.

RÄDER MÜSSEN ROLLEN FÜR DEN SIEG!

Später überflutete ein schier endloser Zug von Flüchtlingen die Bahnhofstraße und kündigte die immer näher kommende Front an.

Als dann schon von Ferne her Kanonendonner zu hören war, war es für die Familie Haake höchste Zeit zu verschwinden. Sie verabschiedeten sich mit dem Ziel Bayern, nachdem sie dem treuen Gesellen Fritz die Schlüsselgewalt übertragen hatten.

Flucht

Tage darauf war es auch für uns recht brenzlich und so entschloss sich Fritz Rother meine Mutter und mich bei seinen Eltern in Neurode in Sicherheit zu bringen.

1 Fahrrad, ein Ziehwagen und einige Bündel mit dem Wichtigsten sowie Essen und Trinken sollten uns auf dem 24 km langen Weg rein ins Gebirge von dem einstigen Besitz übrig bleiben.

Straßen und Wege waren vollgestopft und ein Vorwärtskommen auch wegen der Truppenbewegungen oft äußerst erschwerlich. Wir waren schon Stunden unterwegs, hatten Habendorf, Weigelsdorf und Tannenberg hinter uns und quälten uns den Berg des Eulengebirges hinauf, als uns ein Militärfahrzeug überholte und uns plötzlich die Mitfahrt angeboten wurde.

Wir und auch noch einige Fremde hatten schnell unsere Sachen auf dem freien Teil der Ladefläche verstaut und es uns auf Munitionskisten bequem gemacht.

So erreichten wir unser Ziel auf recht behagliche Art und hatten darüber hinaus auch noch Zeit, uns unterwegs umzuschauen.

An den Straßenrändern hatten sich ganze Scharen geflüchteter Soldaten ihrer schweren Last entledigt. Waffen, Munition, Panzerfäuste, Maschinengewehre, auch Motorräder, denen der Treibstoff ausgegangen war, verengten den schon schmalen **Pass des Volpersdorfer Plänels**.

Wie auf einem Pulverfass saßen auch die Soldaten, die uns geholfen hatten, denn unterwegs musste man mit den „**Kettenhunden**“ rechnen, das waren die Kommandos der Militärpolizei, die u.a. Deserteure aufspüren und standrechtlich zu erschießen hatten. Sie waren an Blechtafeln zu erkennen, die sie an kleinen Ketten um den Hals trugen. Es ging alles gut. In Neurode - Kohlendorf angekommen wünschten wir uns gegenseitig viel Glück. Sobald uns Fritz in Sicherheit wusste, radelte er die Strecke wieder zurück um sich um die Gärtnerei zu kümmern. Drei Mal pro Woche überwand er auf diesem Wege mit dem Fahrrad und mit mehr oder weniger Gepäck diese Strecke bis eines Tages die Nachricht durch Kohlendorf ging: „Die Russen kommen!“ „In Glatz sind sie schon!“

Seit Tagen hatte ein Eisenbahnzug auf dem Abstellgleis auf dem Bahndamm gestanden, der von unserem neuen Domizil etwa 150 m entfernt oben am Berg entlang führte. Die Männer in schwarzen Uniformen mit den SS-Runen am Kragenaufschlag lebten, angesichts der nahen Front, ein ruhiges Leben. Sie rauchten und scherzten und hatten für uns, die neugierig

herbeigeeilten Kinder, nette Worte und auch mal ein Stückchen von der köstlichen Schokolade, die wie vieles andere in den letzten Jahren immer knapper geworden war.

In den Morgenstunden des 8. Mai 1945 entwickelte dieses Kommando unerwartete Aktivität. Lautsprecherwagen fuhren durch die Straßen und forderten auf, die Fenster zum Schutz vor dem Zerspringen zu öffnen, denn es würde gesprengt. Später erfüllte ein Knall das Tal, der durch das vielfache Echo durch die Berge noch gewaltiger ausfiel; wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Neuigkeit: „Sie haben die Leedenbrücke gesprengt!“ Damit war die wichtige Eisenbahnverbindung zwischen Waldenburg und Glatz unterbrochen. Die Leute in Kohlendorf hatten das befohlene Öffnen der Fenster auch dazu genutzt, weiße Fahnen, Bettlaken oder Tischtücher herauszuhängen, als Zeichen der Kapitulation, auch um die anrückenden Russen gütig zu stimmen. Plötzlich schwärmten die Uniformierten aus um ihre Macht zu demonstrieren. Zwei von ihnen erreichten auch schnell das Haus, in dem wir untergekommen waren, stürmten hinauf, um die weiße Fahne herunterzureißen, da trat ihnen die Hausbesitzerin, eine ergraute Bergmannswitwe entgegen. Ich musste als Augenzeuge miterleben, wie sie auf dem Flur mit Gewehrkolbenschlägen traktiert wurde, stürzte und aus einer Kopfwunde blutete. Danach war der Spuk vorbei, übrig blieb die Frage: **Was waren das für Menschen**, die Schokolade an Kinder verteilten, Brücken sprengten und eine Greisin schlugen?

Der Einmarsch der Russen in Neurode verlief unspektakulär und weil auch in Gnadenfrei das von der nationalsozialistischen Propaganda angekündigte Gemetzel ausgeblieben war, keimte in uns der Wunsch, ins heimatliche Gnadenfrei zurückzukehren.

Der Krieg war vorbei, doch erleichtert aufatmen wollte keiner. Zu groß war die Ungewissheit über den Verbleib der Väter und Söhne, die im Krieg „gedient“ hatten und zu denen es keine Verbindung gab, zu groß die Anzahl unbeantworteter Fragen über Verbleib und Schicksal von Familienangehörigen, Freunden, Nachbarn und Bekannten, die als Flüchtlinge aufgebrochen waren oder in den zerbombten Städten vermutet wurden, zu groß die Angst vor der Rache der Sieger und zu groß das Unbehagen, welches der Einmarsch der Russen mit sich brachte.

Es gab kein Telefon, keine deutschen Zeitungen, kein Radio, kein Kino, weil auch jegliche Art von Menschenansammlungen verboten war, verbreiteten sich Neuigkeiten, die meist nur das Geschehen in unserer unmittelbaren Gegend betrafen, im persönlichen Gespräch. Man sprach von Plünderungen und Vergewaltigungen, von willkürlichen Verhaftungen und Verschleppungen.

Auch die Gärtnerei in Gnadenfrei wurde besetzt und Fritz Rother zur russischen Kommandantur gebracht. Dort konnte er seine Rolle im Betrieb erklären und wurde aufgefordert in Zukunft die Soldaten der Roten Armee zu versorgen. Er bekam sogar ein Dokument in russischer Sprache ausgehändigt, dass er für die Besatzungsmacht arbeitet und zur Ausübung seiner Tätigkeit auch das Fahrrad benötigt. Diese Bescheinigung gab ihm die Sicherheit, uns wieder zurückzuholen.

Zu Hause angekommen stellten wir fest, dass sich die Russen in der Hauptstraße festgesetzt hatten, das große Geschäftshaus von Gutsch in dem sich auch unsere Wohnung und unser Geschäft befanden, wurde mit allem konfisziert, somit waren auch alle Möbel, Kleidung, der

gesamte Hausrat und die Einrichtung des Ladens sowie das Haus in der *Kleinen Seite*, für immer verloren.

In diese wilde Zeit, die für Romantik keinen Platz hatte, fällt das Datum 17.6.1945, an dem meine Mutter den Gärtner Fritz Rother heiratete. Einen Mann an seiner Seite zu haben war äußerst wichtig und verminderte das Risiko eines Überfalls oder gar einer Vergewaltigung.

Wir lebten nun im Wohnhaus der Haakes, Mutti versorgte den Haushalt und half in der Gärtnerei mit, hatte hier und da noch einige Kundinnen, denen sie die Haare machte. Die Gärtnerei, musste sich schnell umstellen, kein Russe wollte Alpenveilchen, Frischgemüse musste her, binnen kurzer Zeit musste die Produktion umgestellt werden.

Inzwischen hatten sich auch die ersten Polen angesiedelt, sie besetzten die Posten der Verwaltung, die Bauernhöfe, Betriebe und Läden und holten sich alles, was sie wollten, Plünderungen und auch Vergewaltigungen gehörten bald zum traurigen Alltag, wie die nächtlichen Hilfeschreie deutscher Opfer.

Da die Gärtnerei unter russischem Befehl stand, wurde sie nicht von Polen vereinnahmt, dafür aber des nachts geplündert. Der Schaden durch Diebstahl war gegen den Schaden durch umgetretene Pflanzen und zerbrochene Scheiben noch gering. Und wieder wurde Fritz Rother abgeholt, auf der Kommandantur eingesperrt, geschlagen, verhört und der Sabotage bezichtigt. Bange Stunden für uns, die wir befürchteten, dass er bereits auf dem Wege nach Sibirien war, aber am anderen Morgen war er wieder da, ging mit Eifer seiner Arbeit nach.

Seit diesem Tag befand sich rund um die Uhr ein Soldat der Roten Armee mit seiner Kalaschnikow in der Gärtnerei, weniger den Produktionsablauf zu überwachen, als vielmehr Schutz vor polnischen Plünderern zu bieten. Zufrieden konnte bald danach festgestellt werden, dass Salat, Gurken und Tomaten regelmäßig geliefert wurden und der geliebte Weißkohl (Kapusta) prächtig wuchs. Nach 12 Stunden Dienst wechselten die Soldaten jeweils und bald hatte ich zu ihnen auch so viel Vertrauen, dass ich sie auf dem Weg in ihre Unterkunft begleiten konnte.

Hinter dem Bahnhof, dort wo in südlicher Richtung die Straße nach Schobergrund verlief, befand sich auf der rechten Seite das Viereck des Oberhofes, eines der großen Domänen unserer Gemeinde, bestehend aus Wohnhaus, Gesindehaus, Stallungen und Scheune. Hier hatten sich die Soldaten häuslich eingerichtet, hatten alles, was sie nicht brauchten, wahllos auf den Hof geschmissen und es sich in den Gebäuden bequem gemacht. Da viele vom Lande waren, verstanden sie es auch das Vieh zu versorgen und für sich zu nutzen.

Als ich in Begleitung eines Russen durch den Torbogen schritt, erblickte ich ein totales Chaos. Kein exakt gesetzter Dunghaufen, keine dem Auge so vertraute Ordnung sondern ein Durcheinander von Landwirtschaftsmaschinen, Hausrat und militärischem Kriegsgerät, dazwischen, meist in kleinen Gruppen stehende Soldaten in ihren schmucklosen Felduniformen, die scherzten, rauchten oder auch zur Ziehharmonika sangen. Sie beugten sich zu mir hinunter und triumphierten: „**Gietler-tott!**“

Mein Verlegenheitslächeln deuteten sie als Zustimmung.

Das letzte Stückchen Brot zu teilen gebietet ihre Gastfreundschaft, dabei hatten sie oft weniger als wir. Jeden Tag durfte ich dann mit und jeden Tag brachte ich in einer Milchkanne auch einen halben Liter Milch mit zurück.

Nach und nach zogen sich die Russen immer mehr zurück und überließen den Polen Eigentum, besetzte Häuser und Geschäfte, Produktionseinrichtungen öffentliche Verwaltung und schließlich auch die Gärtnerei.

Ein Pole wurde zum Besitzer erklärt und wir wurden aus dem Haus gejagt.

Etwa 50 m weiter auf der Haunolder Straße Richtung Bahnhof fanden wir ein leerstehendes Haus, das schon von zahlreichen Plünderern heimgesucht worden war, das aber in seiner Grundsubstanz bewohnbar war. Dort quartierten wir uns ein, immer befürchtend, beim nächsten Transport ausgesiedelt zu werden.

Am 16.4.1946 wurde, ebenfalls im Ehrenbergstift, meine (Halb)Schwester Christiane geboren.

Inzwischen hatte meine Mutter Arbeit in einem Frisörgeschäft eines Polen gefunden und ich konnte bei einer Studienrätin an drei Wochentagen je drei Stunden Einzelunterricht (Deutsch, Rechnen, Klavierspielen) erhalten.

Enge Beziehungen pflegten wir zu Horst Zimmermann, der beim Mildebauern in der Haunolder Straße gearbeitet hatte und von dem neuen polnischen Besitzer gleich mit übernommen wurde. Man saß, besonders in der kalten Jahreszeit zusammen, erzählte sich alte Geschichten, tauschte sich über Neuigkeiten aus und ließ auch mal das Pendel kreisen, um Antworten auf den Verbleib von Angehörigen zu erhalten.

Es waren schon zahlreiche Transporte zur Ausweisung der Deutschen organisiert worden, aber nie waren wir dabei. Zu wertvoll wurde die Arbeitskraft von Fritz Rother in der Gärtnerei und auch Johanna Rother im Frisörladen eingeschätzt.

Jedes Mal wurde die Hoffnung genährt, nie die Heimat verlassen zu müssen. Keiner glaubte daran, dass die Besetzung mit Russen und Polen ein Dauerzustand bliebe.

Vertreibung

Aber dieser Hoffnungsfunke, der uns noch geblieben war, erlosch in der 2. Aprilhälfte 1947. Innerhalb von 2 Stunden hatten wir uns „reisefertig“ vor dem Gemeindeamt einzufinden. Dass es in den zum Packen verbliebenen 90 Minuten bei uns total chaotisch zugeht, brauche ich sicher nicht beschreiben.

Am Treffpunkt angekommen wurde die Anwesenheit geprüft und dann der Treck zum Abmarsch aufgefordert.

Zunächst wurde der Transport über den Hoffmannschen Hof umgeleitet. Dort wurde jeweils wahllos jeder Familie ein Bündel abgenommen.

Mal waren es Kleidungsstücke, Mal war es der Hausrat, Mal waren es die Betten, Sommer oder Kindersachen.

Dann zog man weiter nach Reichenbach. Dort fand nach einer Nacht in einer Schule die offizielle Kontrolle statt, bis hin zur Leibesvisitation, bei der gezielt alles Wertvolle den Besitzer wechselte, Schmuck, Werkzeug, hochwertige Textilien, Steppdecken, Bügeleisen... Inzwischen war einem Protest nachgegeben worden und die meisten in Gnadenfrei konfiszierten Bündel wieder an ihre Eigentümer zurückgebracht worden. In Viehwaggons

verfrachtet begann die Fahrt am 22. April ins Ungewisse. Aber die Tatsache, dass sich der Zug in westliche Richtung bewegte, verlieh dem Ganzen etwas Beruhigendes.

Die Odyssee endete Tage später in Mecklenburg. . In Ventschow hatte eine Pioniereinheit der Roten Armee 1945 ein großes Barackenlager für ihre Soldaten errichtet.

Hier wurden wir untergebracht, hier besuchte ich nach jahrelanger Unterbrechung auch wieder eine Schule aus der ich 1951 entlassen wurde.

In Mecklenburg fand ich ein Zuhause, absolvierte Lehre und Studium, gründete eine Familie und fand über 40 Jahre Arbeit. Hier fühle ich mich wohl und verleve meinen Lebensabend. Gerne denke ich an meine schlesische Heimat, an mein Gnadensfrei, zurück und wenn es im Leben mal Momente gab, wo man fast verzweifeln wollte, half mir oft eine alte schlesische Weisheit:

‘s ward schon wieder giehn,
‘s is ju au geganga,
wie’s gor nimme giehn wullte.



Dass mir
bei einem Besuch
Gnadensfrei
nach einigen Jahrzehnten
Vieles fremd und
wenig vertraut vorkam,
lag sicher nicht nur
am veränderten Blickwinkel.

